

(Nachdruck verboten.)

21]

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Jahnke.

Er beschimpfte mich zum zweiten Male auf eine Weise, daß mir ein physischer Ekel die Kehle zusammenpreßte. Das Kind sei nicht das Seine. Denn — so argumentierte er — ein wohlausgewachsenes Kind komme nicht acht Monate nach der Empfängnis auf die Welt! Er habe schon lange Argwohn gehegt, sich durch meine erheuchelte Ehrlichkeit aber immer wieder täuschen lassen; auf dem Bahnhofe in St. schon hätte ich seinen Blick nicht zu ertragen vermocht. Die evangelische Taufe des Kindes habe ihm endlich die Augen geöffnet, — und wenn ich das erpreßte Geld nicht in möglichst kurzer Zeit an ihn, der sich selbst in äußerster Bedrängnis befinde, zurück-erstatte, so werde er gezwungen sein, seine Maßnahmen gegen mich zu treffen.

„Weißt Du, mein Liebling, ich bin ganz ruhig die Treppen zu Efriedens Wohnung hinaufgestiegen, bin lächelnd an der mich entsetzt anstarrenden Wärterin vorübergegangen und habe später auf Efriedens Vorwürfe nur die eine Antwort gehabt: „Jetzt dürfen Sie sich über nichts mehr wundern, Fräulein Günther. Am wenigstens darüber, daß ich gesund und kräftig bin. Ich könnte auch nicht auskommen ohne eine volle Menschenkraft.“ —

Bis ich allein war — —

Oben in meinem Zimmer brach ich vor meinem Bette in die Knie. Da hatte ich nicht mehr die Kraft, mich zu entkleiden. Und so: auf den Knien, das Gesicht in die Kissen gepreßt, habe ich gelegen — die ganze Nacht.

Und habe gebetet.

Wild und heiß. Habe geschrien zu dem, der über den Wolken wohnen und die Geschicke der Menschen lenken soll mit seiner Vaterhand.

Habe nur das Eine, Einzige erbeten, — für ein ganzes, zertretenes Menschenleben nur die Gewährung der einen Bitte erbeten: „Laß mein Kind sterben! Laß es sterben, Herr!“ —

Als die Glocken von der nahegelegenen Domkirche den Charfreitag einläuteten, als die laue Morgenluft durch die geöffneten Fenster strömte, da pochte irgend jemand leise und vorsichtig an meine Tür.

Mit einem Sprunge war ich auf den Füßen. Niemand sollte mich in Verzweiflung sehen. Ich strich meine zerzausten Haare glatt und zupfte mir den Kragen zurecht.

„Sofort! — Einen Augenblick, bitte!“ —

Efriede war es. Sie legte mir den Arm um die Schultern und sah mir mit gütigen Blicken in das verfürzte Gesicht.

„Sie sagten gestern, Sie seien gesund und stark. Ich glaube Ihnen, weil ich Ihren Willen kennen gelernt habe. Und heute werden Sie ein vollgerütteltes Maß von Kraft nötig haben!“

„Was ist geschehen?“

Sie entfaltete ein Blatt, das sie in der Hand verborgen gehabt hatte. „Ihr Kind war vom ersten Moment an schwach, Wilma. Und der angeborene schwere Fehler dazu — ich erhielt soeben ein Billett von Dr. Bernstorffer —“

„Es stirbt!“ — Ich mußte an mich halten, um nicht in hellem Jubel laut aufzuschreien.

„Es ist heute Nacht hinübergeschlummert.“

Da griff ich mit beiden Händen in die Luft, so daß Efriede mich umfing und mich sanft auf das Bett niedergleitete ließ. Und hier, auf den Kissen, auf denen ich mein Kind geboren, kamen mir die erlösenden Tränen. Stunden hindurch habe ich geweint, in Krämpfen geweint. Aus welchem Gefühl heraus? — Ich wußte es nicht und weiß es noch heute nicht.

Tief aber im Grunde meiner Seele hob sich dämmernd ein Lebenshauch, wollte ein Gefühl empor an das Licht: ein Gefühl des Geborgenseins, der Befreiung.

Ich hatte mein Kind totgebetet.

Und einige Stunden nach Empfang der Todesnachricht erhielt ich abermals einen Brief von Vincenti, diesmal direkt an meine Adresse.

Er forderte sein Geld. Und drohte mir, er werde, falls er es nicht sofort erhielt, sich an meine Mutter wenden.

Um mein Herz hatten sich eiserne Panzerringe gelegt; jede kindliche Empfindung war erstorben in mir.

Auf den Gedanken, Efriede um Hilfe zu bitten, bin ich gar nicht gekommen. Ich befand mich im Kampfeszustande gegen die ganze Welt. Betteln um eines Lumpen willen, der kein Recht hatte, mich zu beschimpfen — niemals! Und wovon hätte ich denn wiedergeben sollen, was ich mir lieb?

„Ich will mein Kind noch einmal sehen; ich will zu meinem Kinde.“

Selena war in den Mittagstunden dagewesen, um mir von dem langsamen Hinüberdämmern des Geschöpfchens Kunde zu bringen, eine Stunde, die der Tod überholt hatte.

Ich wies sie ab; ich wollte keinen Menschen sehen. Selbst in diesen schwarzen Stunden empfand ich übrigens die Ungerechtigkeit meines Handelns ihr gegenüber. Aber was tat's? Ich war eben nicht in der Stimmung, gegen irgend jemand gerecht zu sein.

Und nach dem Mittagessen — welch ein Hohn! — machte ich mich auf den Weg in die Klinik. Zu Fuß natürlich. Ich hatte kein Recht mehr, überflüssiges Geld auszugeben für eine Droschke. Was ich erübrigen konnte in diesen Tagen der Schmach, das war nicht mein Eigentum.

In dem großen Wartezimmer des Professors saß ich wohl eine Stunde lang. Ich starrte in den grünenden Garten hinab, in dessen Mitten sich ein mächtiger roter Backsteinbau erhob: die Frauenklinik, ein Sammelbecken von Qualen, Schmerz und trostlosem Elend. Und Elend auch um mich herum, krüppel-hafte Gestalten mit verbundenen Köpfen, verzerrte Gesichter, denen die Furcht vor der Konsultation oder auch der drohenden Operation aus den flackernden Augen sprach. Und einer nach dem anderen wurde gerufen und verschwand hinter der schweren, eichenen Flügeltür, die in das Sprechzimmer des berühmten Operateurs führte. Endlich wurde auch mein Name genannt.

Der Professor saß an seinem Schreibtisch, als ich eintrat. Er hatte den Totenschein, den zu holen ich gekommen war, bereits ausgestellt. Ich warf einen flüchtigen Blick auf das mir dargereichte Papier — und zuckte jäh zusammen.

Da stand:

„Todesursache: Rückgratbruch (vor der Geburt).“

Dann auch mit dem Arzte das gräßliche Abrechnen — und die schüchtern gestammelte Bitte, ob ich die kleine Leiche nicht noch einmal sehen könne.

Ich hatte den dringenden Wunsch, ein Büschel der schwarzen Särchen abzuschneiden, um sie immer bei mir tragen zu können als ein Wahrzeichen unvergänglicher Schmach — und unvergesslichen Glückes.

Der Professor drückte auf den elektrischen Knopf auf seinem Schreibtisch.

Einer der Anstaltsdiener trat herein. Aus seinem Munde erfuhr ich, daß die Leiche bereits in den Leichensaal gebracht sei und daß ich nicht hinein könne, weil in dem davor liegenden Saale soeben eine schwierige Operation vollzogen würde.

Auch diese Enttäuschung ging über mich hinweg, wie eine von den vielen Tausenden stütender Wogen im Meer.

Und nun das allerletzte noch, — was geschah mit meinem Kinde?

„Sie können die Leiche jederzeit abholen lassen,“ beantwortete der Arzt die Frage, welche er sicherlich erwartet hatte.

„Ich habe Ihnen indessen einen Vorschlag zu machen. Der Fall ist ein sehr seltener und äußerst interessanter, für unsere Wissenschaft von ganz hervorragendem Wert. Und da Ihnen die Abholung der Leiche sowie das Begräbnis bedeutende Kosten verursachen würden, nun —“ und der berühmte Mann suchte offenbar nach Worten — „nun, Sie müssen das nur von der richtigen Seite betrachten, — so dünkte ich: Sie überliehen den kleinen Körper uns zur Obduktion. Begräbnis und alles übrige übernimmt natürlich die Anstalt. Nur muß ich im Voraus bemerken, daß das Kind kein eigenes Grab erhält, daß mit der Ueberlassung der Leiche an uns diese vollständig in unseren Besitz übergeht.“

Ich starrte dem Manne in das glattrasierte, gespannte Gesicht und überlegte langsam, Wort für Wort, was er eigentlich gesagt und gemeint hatte.

„Es ist nicht so böse, wie es vielleicht den Anschein hat auf den ersten Blick — ... Das mit einem solchen Fehler geborene Wesen wäre doch niemals ein lebensfähiger, lebensberechtigter

Mensch geworden.“ Seine Stimme drängte. Er hatte offenbar nicht lange Zeit und hegte doch den lebhaften Wunsch, das wertvolle Studienobjekt in seinen Besitz zu bringen.

Und ich überlegte noch immer.

Abholung — Begräbnis — wie viel würde das kosten? Ich hatte noch gerade hundert Mark in der Tasche und Vincentis letzten Brief. Und das tote Kind, das dieser Mann für seine Wissenschaft von mir forderte, war Vincentis Kind!

Mit einem plötzlichen Entschluß stand ich auf. „Behalten Sie das Kind, Herr Professor,“ stieß ich heiser hervor — „und ich danke Ihnen auch noch schön für alles, was Sie an ihm getan haben.“

Nun war es zu Ende.

Er reichte mir die Hand. „Ich danke Ihnen im Namen der Wissenschaft. Es wird auch für Sie so das Beste sein!“

Von Professor Bernsdorffer ging ich zur nächsten Postanstalt. Dort zahlte ich fünfundsiebzig Mark an Vincentis Adresse ein. Auf den Postabschnitt triselte ich einige hastige Worte: Der Rest der Summe folgt baldmöglichst nach.

Ganz geschäftsmäßig.

Nun war ich frei und konnte von dem übrigbehaltenen Gelde mir noch gerade das Bahnbillet kaufen — in die Heimat.

* * *

Ich hätte ihn Lügen strafen können, den Elenden, mit einem einzigen, winzigen Blatt Papier: ich hätte mir vom Arzt bestätigen lassen können, daß das Kind zu früh geboren und lebensunfähig auf die Welt gekommen war . . .

Dem aber, der mir diesen Rat hätte geben wollen, — und wäre es in bestmeinender Absicht geschehen, — dem hätte ich ins Gesicht gespien.

Mein Kind war tot, war obduziert, zerschritten, in Spiritus gefest, auf dem Anatomiefriedhof verscharrt, — nicht auf einen Feigen dieses zerrissenen Körpers sollte der Mann ein Recht haben, der sein eigenes Fleisch und Blut in blinder Wut, mit unerhörter Gemeinheit verleugnet hatte.

Und wenn ich mir die Finger blutig arbeiten mußte: er sollte sein Sündengeld bis auf den letzten Pfennig wieder haben, er und seine Schwester, deren schändlichen Einflüsterungen der urteilsunfähige Schwächling sich gebeugt.

Arbeiten wollte ich, bis mir der Atem in der Brust versagte, gut machen, was ich gegen meine Mutter gefehlt hatte, und aus dem Sumpfe wieder auferstehen: frei, rein und sündenlos: Ich.

Hell schien die Osterjonne in mein Coupé, als ich heimfuhr.

Und alle Weiden blühten.

Ich aber wußte kein Grab, auf das ich einen Strauß hätte niederlegen mögen.

* * *

Mitunter, beim Niederschreiben dieser Bekenntnisse, will es mich bedünken, als ob meine Feder eine Seele besitze. Sie sperrt sich, zuckt und irrlichtert auf dem Papiere hin und her. Sie will nicht schreiben.

Ich zwinge sie in meinen Dienst. Denn ich weiß, daß die Wahrheit die große Schuld ist, die ich an Dich abzutragen habe auf Heller und Pfennig.

Mitunter, in Deinen Armen, denke ich noch an Vincenti — mit einem großen Mitleid.

Ich habe ihn gehaßt mit einem so glühenden Haß, daß ich ihm mit meinen Lippen das Mark hätte aus den Knochen saugen mögen, — ich habe ihn verachtet mit einer so tiefen Verachtung, daß der Boden, auf dem er einst geschritten, mich für meinen Fuß zu unsauber dünkte.

Heute bemitleide ich ihn.

Er hat mich doch geliebt, wenn auch auf seine eigene, unedle Weise. Als die Not kam und die Bedrängnis, und die Wucht der Verantwortung sich auf seine schwächliche Seele legte, da griff seine unedle Natur im gierigen Selbsterhaltungstrieb nach dem Strohhalme, den Verleumdung und niedere Berechnung ihm dargereicht, den ein Charakter ihm geboten, welcher dem feinsten so nahe verwandt war.

Möge sein Gott ihm verzeihen!

* * *

Meine Mutter erlebte einen Glücksrausch, als sie ihr blaßes, höhläugiges, totmüdes Kind in den Armen hielt. Sie strich mir mit der weichen Hand wieder und immer wieder über Wange und Stirn, in zärtlichem Flüstertone die eine Frage wiederholend: „Und wirklich gerettet und wirklich gesund wieder hier, mein Herzenskind?“

„Wirklich gerettet, Mutters, und wirklich gesund. Nur

noch ein bißchen Erholung, dann sollst Du Dein altes Mädel wieder haben und sorglose, glückliche Tage dazu!“

Wie ich dies Versprechen einlösen sollte, war mir selbst ein Geheimnis. Aber daß ich es gegeben habe, ist meiner Mutter letzte Freude gewesen. Sie hat vor Glück geweint . . .

Nach acht Tagen hatte ich meine Stellung wieder inne. Wenn ich eine leise Hoffnung gehegt, mein Chef werde menschlich sein und mir das Gehalt für die versäumten acht Wochen nachzahlen, so hatte ich mich geirrt. Aber er gab mir sechzig Mark Vorschuß — mehr als ein Monatsgehalt.

Und so ging mein Leben wieder im alten Geleise, eintönig und beengt, wie immer. Und ich wäre wohl zufrieden gewesen, wenn nicht eine dunkle Ahnung drohenden Unheils mir jede sonnenhelle Stunde verschattet hätte. Ich erschien mir wie ein Mensch, der zum Tode verurteilt ist und den Tag nicht weiß, in dessen lastender Schwüle das Nichtheil fallen soll . . .

Es fiel.

Am ersten Mai ist's gewesen. Die Armen und Elenden feierten den Weltfeiertag.

Ich kam in fröhlicher Stimmung aus dem Bureau heim. In der Frühstückspause. Das Bureau lag nicht weit von unserer Wohnung, und ich benutzte die halbe Stunde der Frühstückszeit gewöhnlich, um mir einen kurzen Gang zu machen und meinem Mutterchen einen Vormittagsgruß zuzurufen.

Als ich auf die Schwelle trat, stand die alte Frau so blaß und star im Zimmer wie ein Marmorbild, ohne Stock, ohne Stütze, in der krampfhaft zusammengepreßten Hand einen Brief, den sie offenbar in demselben Augenblick erst gelesen, vielleicht auch noch nicht zu Ende gelesen hatte . . .

Sie sah mich an — mit einem Blick, den ich nicht vergessen werde. Ein eisiger Strom starrte mir in den Adern, — und ich beugte das Haupt unter das blinkende Veil.

„Komm' näher,“ sagte sie klar und laut. „Und sage mir: hast Du ein Kind gehabt?“

Ich lag auf dem Fußboden vor ihr und umklammerte ihre Knie.

„Ja.“

„Von wem?“

„Von Vincenti Mickiewicz.“

Eine fürchterliche Pause. Dann — — ruckweise:

„Wie war das möglich —? Wann war — er — hier?“

„Im Sommer — heimlich —“

„Und warum, warum —“ jetzt schrie die gequälte Frau in kellenden Tönen — „warum hast Du mich belogen und betrogen, als ich Dich gefragt?“ —

Du, halte meine Hand fest, mein Liebling, ich will Dir etwas anvertrauen: ich belog meine Mutter abermals.

Ich antwortete ihr nicht: Weil ich gewiß war, daß Du mich nicht verstehen würdest. Weil ich gewiß war, daß Du mich und den Mann, den ich liebte, beschimpfen würdest in Deinem engherzigen, egoistischen Schmerz, weil ich Dich retten wollte vor der zerschmetternden Wahrheit, einer Wahrheit, die zu erfassen Deine Kind geliebene Seele viel zu klein war . . .

Das hätte ich erwidern müssen, wenn ich die Wahrheit über alles hochgehalten hätte.

Ich aber sagte: „Weil ich mich ängstigte, weil ich fürchtete, Dich zu töten, und weil ich hoffte, Dir die Wahrheit dauernd verbergen zu können.“

Trotz der Schonung für sie, die mir diese feige Lüge in den Mund gelegt, stöhnte die gemarterte Frau wie ein zu Tode verwundetes Tier. Und immer noch stand sie steif und hochgeredt vor mir.

„Wo ist das Kind?“

„Tot. Wohl versorgt. Nengstige Dich nicht um seinetwillen.“

„Lies.“ Und sie reichte mir den verhängnisvollen Brief.

Seine Hand. Selbstverständlich. Und der Inhalt? Forderungen und Beschimpfungen, die ich kannte. Nein doch: einige neue noch. Er beschuldigte meine Mutter des Einverständnisses mit mir und forderte nun, unter Androhung gerichtlicher Maßnahmen, das Geld — dreihundertfünfunds zwanzig Mark — von ihr. Zum Schluß kam noch ein unverständlicher Passus: welsch' eine Dirne ich sei, könne sie daraus ersehen, daß ich sogar in Herrengeellschaft in der Nacht zum Bahnhof gefahren sei . . .

Als ich aufsah, das flammende Rot der Empörung im Gesicht, war meine Mutter im Begriff, das mühsam behauptete Gleichgewicht zu verlieren.

Ich sprang hinzu, ich schlang die Arme um ihren Leib und ließ sie sanft in die Sofaede gleiten.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

rs. Bog. So hieß er. Aber der Name war eine Ungerechtigkeits. Wenigstens in dem Beginn seiner Lebensbahn, da er als ein noch außerordentlich zierliches Wesen der Mutterbrust entfremdet wurde und in die Hände seiner jetzigen Pfleger übergang. Besser: in die Hand. Denn er war nur eben eine Hand voll. Dort lag er wie eine lebendige Rippfahne, leckte am Daumen und blickte mit zwei hellblinzelnden Neuglein, die so groß wie winzige Erbsen waren, kühn und frech in die Welt. Dabei ließ er, neckte ihn jemand, seine Stimme in einer gar drohenden Weise erschallen oder vielmehr erpöpen, denn es stand ihm nur ein einziger hoher Ton zur Verfügung. Der hörte sich an, wie wenn man mit einem nassen Korke an einer Flasche herunterfährt. Bei solchem Beweis von Bogens Courage sagte sein Herr: „Der wird.“ Und alle, die das kleine Wesen zu bewundern Gelegenheiten hatten, bekräftigten es: „Der hat's in sich! Seht bloß die Zähne an!“ So kam's, daß man ihm gewissermaßen als Vorrühm den Namen Bog gab, wobei jeder an die Verfleischung fremder Waden dachte. Immerhin verführte die Zierlichkeit seiner Figur, die in gar keinem Verhältnis zu seinem Temperament stand, doch dazu, die Niedlichkeitsendung anzuhängen. Man rief ihn: Bogchen

Bogchen also war der Hund meines Freundes und von einer noch nie dagewesenen Rasse. Seine Wiege, wenn es gestattet ist, diese Bezeichnung auf eine Hundehütte anzuwenden, stand nicht weit vom Ententümpel auf dem Hofe eines Kleinbauern. Dieser Hof wurde von Bogens Mutter Tag und Nacht bewacht. Außer zu gewissen Zeiten. Dann hielt keine Kette, kein Strid. Sie unternahm Reisen in die nähere und fernere Nachbarschaft, erlebte mancherlei Abenteuer — und die Diebe hatten währenddessen gute Zeit.

Auf einer dieser Reisen muß es gewesen sein, daß Bogens Mutter die Bekanntschaft von Bogens Vater machte. Etwas durchaus Sicheres ist über die Individualität desselben nie ermittelt worden. Man weiß nur, daß der Inspektor eines nahen Rittergutes einen großen Haß auf sie geworfen hatte, und daß sie einmal mit einem halben Dutzend Schrotkörnern im Pelz nach Hause gekommen war. Und wenn es erlaubt ist, vom Spröbling auf den Erzeuger zu schließen, so steht heute, nach langjährigen Erfahrungen, fest, daß in Bogens Andern ein guter Schuß aristokratischen Blutes kreisfe. Einige rieten damals schon auf eine deutsche Dogge, andere sprachen von einem Hühnerhund — Bog zeigte bald alle Anzeichen einer durch nichts zu unterdrückenden Jagdleidenschaft — und was mein Nachbar, der Kaninchen-Wilberer, ist, der sagte: „Au seh'n! Sie sich bloß das Vieh an! Seine hat's wie ein Windhund, Augen wie eine Bulldogge, 'n Rücken wie ein Dadel und Ohren wie ein Maulesel. Es ist eine reguläre Schiffertöle.“ Die Rasse kenn' ich nicht. Aber jeder Hundekenner schüttelte mitteilidig den Kopf bei Bogens Anblick.

Vielleicht war es diese Geringschätzung seiner dunklen Herkunft, die seine Pflegerin sich bemühen ließ, ihn sein Schicksal durch liebevolle Behandlung vergessen zu machen. Bog wurde sozusagen ein Kind des Hauses — und vollführte denn auch sämtliche Unarten, die man bei kleinen Kindern so niedlich findet und die die Nachlust reizen. Bei kleinen —. Seine Schlafstelle bestand anfangs in einer wattegepolsterten Zigarrenschachtel, später in einer ausrangierten Kohlentüte. Das heißt: offiziell. In Wirklichkeit drückte sich Bog meistens auf Stuhlklissen, in Sophaeden, auf weichen Schöben oder gar in irgend einem Bette herum, seinen aristokratischen Instinkten so schon in frühesten Jugend mit lobenswertem Freimuth nachgehend.

Bog nahm zu an Körper, Weisheit, Stolz und vor allem an Kühnheit. Aus einer Handvoll waren allmählich zwei geworden. Seine Weisheit bestand in einem prinzipiellen Mißtrauen jeder neuen und auch mancher alten Bekanntschaft gegenüber, einem Mißtrauen, das selbst mit Wurstzipseln und Zuckertüchchen nicht immer auf die Dauer besiegt werden konnte. Er nahm zwar, was er kriegen konnte — auch das ist ja Weisheit —, aber wenn's zu wenig war, klappte er fordernd den Geber an. Sein Stolz zeigte sich in einer wahrhaft klassischen Nackenhaltung und in der Art, wie er die Beine setzte; beides erinnerte an den Parademarsch. Seine Kühnheit aber —!

Bog hatte es kaum auf zwei Zoll Höhe gebracht, als er im ganzen Dorfe seiner unausrottbaren Händelsucht wegen in Verruf geraten und um seiner unglücklich ausdauernden Lungenkraft willen gefürchtet war. Besonders bei den Radfahrern. Er war ihr Schrecken, seitdem gelegentlich eines waghalsigen Angriffes auf ein Zweirad dieses über ihn hinweggegangen war. Seine Nachsicht kannte keine Grenzen. Kilometerweit verfolgte er die „Chausseeflöhe“ mit wütendem Gelläff, — und wehe dem, der ihn an die Waden kommen ließ. Bog hatte ihm ein paar scharfe, weiße Zähne in die Strümpfe. Uebrigens sprang Bog wie ein Gummiball. Vielleicht kam ihm deshalb nie das Bewußtsein seiner Kleinheit. Jedenfalls hatte er das Augenmaß für Größenverhältnisse gänzlich verloren, wenn er's je besaßen. Auch seinesgleichen gegenüber. Lag er vor der Tür in der Sonne, blickten die pfiffigen Augen unruhig nach irgend einer Unterhaltung aus, und es näherte sich drüben in phlegmatischen Schritten der gewaltige Koloz eines Bernhardsiners oder Neufoundländers, dann erhob sich Bogchen langsam und würdig. Mit Feldherrnangenen musterte er zunächst den aufstauenden Feind, der gar keine Notiz von dem winzigen Frechling zu nehmen schien.

Bog aber gab seinem Figürchen eine drohende, geduckte Haltung, senkte den Kopf zur Erde, schielte nach oben und schritt langsam, ganz langsam wie ein David auf den Goliath zu. Bis einige Schritte vor'm Ziel. Dann gab's einen Knack, der Körper richtete sich jäh auf, die Vorderbeine stemmten sich gegen die Erde, ein Knurren, ein Wollen, — der Angriff begann.

So erwarb sich Bog manch' ehrenvolle Wunde, die im Hause gekühlt und von seiner Herrin verbunden wurde. Es gab Zeiten, wo man Bogens Gesicht nicht von dem eines Korpsstudenten hätte unterscheiden können. So tief sah er zuweilen in der Wunde. Aber es socht ihn nicht an.

Brannte der Weihnachtsbaum, so hing an den untersten Ästen der Tanne Jahr für Jahr ein Paar frischer Würstchen. Das durfte sich Bog herunterholen — nach dem Kommando: „Bog, hops!“ An einem Weihnachtsabend schlief Bog am Ofen, während der Baum geschmückt wurde. Als er erwachte, befand sich Bog allein in der Stube. Die Röhren brannten; seine Herrin packte im Nebenzimmer die Geschenke aus. Bog blinzelte zunächst mit den Augen, reckte sich, gähnte und machte eine neugierige Runde um den Tisch. In seinem Hirn gestaltete sich wohl so etwas wie eine Ideen-Assoziation, daß er sich die Schnauze leden mußte. Er sah nach oben, schnürselte und entdeckte richtig die Wurst. Aber niemand sagte: „Bog, hops!“ Bog machte eine zweite Runde um den Tisch, blickte nach der Tür, überlegte ein Weilschen und sprang auf einen Stuhl. Von dort kletterte er vorsichtig auf den weißgedeckten Tisch, leckte im Vorübergehen an einem Pfefferkuchen und bemächtigte sich seiner Wurst. Seine Wurst. Bog fühlte sich durchaus im Recht. Nachdem sein Appetit einmal angeregt, verzehrte er noch eine Marzipanwurst als Dessert und wollte eben auf einen Zuckerringel losgehen, als sein lebhafter Schwanz in die Flamme eines Lichtes getrie. Bog war mit einem Satz unten und erhob ein fürchtbares Gelläff. Er stemmte Hinter- und Vorderbeine fest auf die Erde, hob den Kopf und lagte das Licht an. Bog konnte kein Unrecht leiden. —

Inzwischen ist Bog aus der Freiheit der Dorfstraße in den Maulkorbzwang der Großstadt übergesiedelt. Zuerst wehrte er sich aus Leibesträften gegen die Einschränkung seiner Bistfreiheit. Er rebellierte auf alle Art. Es nützte nichts. Auch Bog unterlag. Jetzt ist er schwerfällig und still geworden. Alt. Die Leidenschaft ist hin in Freude und Kampf. Sehe ich, wie es grau wird um die einst so bellfrohe Schnauze, dann erfährt mich ein wehmütiges Gefühl. Und ich denke: wie doch ein Temperament sich wandeln kann. —

kg. Anzucht von Kalkschwämmen in kalkfreiem Seewasser. Die Schwämme, die wir zum Waschen, Baden usw. verwenden, sind bekanntlich die Hartteile von Tieren, deren Körper aus einem System von offenen Schläuchen besteht, in die das Wasser beliebig eintreten kann. Es gibt nun unter den Schwämmen solche, deren Weichteile nicht wie beim Badeschwamm mit horniger, sondern mit kalkiger Substanz durchzogen sind, die eine Art Skelett für das Tier bildet. Neuerdings machte O. Maas das interessante Experiment (Verhandl. d. D. geologischen Gesellsch.), Larven von Kalkschwämmen in Seewasser zu erziehen, welches keinen kohlensauren Kalk enthält. Die kleinen Schwämme, die er auf diese Weise erhielt, besaßen durchaus keine Kalknadeln in ihrem Körper. Das Experiment ist besonders darum wertvoll, weil es über die Bildung des Kalkskeletts bei Schwämmen einigen Aufschluß gewährt. Man nahm bisher an, daß das Material zu dem Kalkgerüst von dem Tiere aus dem schwefelsauren Kalk, dem Gips, entnommen würde, den das Meerwasser in Menge enthält, während es nicht immer oder nur in geringen Dosen kohlensauren Kalk besitzt. Wenn nun aber die jungen Kalkschwämme bei völligem Fehlen von kohlensaurem Kalk kein Skelett ausbilden, so folgt daraus, daß dieser doch von den Schwämmen, — vielleicht auch von anderen Meeres-tieren — allein benützt wird, wenn er auch in noch so geringem Prozentsatze im Seewasser gelöst ist. Selbst wenn das letztere durch Vermischung mit kalkfreiem Wasser noch mehr an prozentuaem Kalkgehalt verloren hatte, bildeten die Tiere Gerüste aus. Nur in völlig kalkfreiem Wasser unterblieb die Skelettbildung. Die Schwämme erzeugen demnach keine Basen, die sich mit der im Gips enthaltenen Schwefelsäure verbinden könnten, so daß dadurch das Calcium mit der im Seewasser enthaltenen Kohlenensäure zu kohlensaurem Kalk zusammenzutreten würde. Diese Tatsache deutet darauf hin, daß die organische Bildungsfähigkeit der Schwämme ziemlich gering ist. Damit würde auch die Annahme übereinstimmen, nach welcher die Bildung der Kalknadeln, aus welchen das Skelett besteht, nicht ein organischer, sondern ein rein chemischer, resp. kristallographischer Prozeß sein soll. Allerdings verhalten sich die Nadeln in chemischer und physischer Beziehung nach den Untersuchungen von Maas wie Kalkspatindividuen. Indessen zerfallen die Nadeln doch bei Einwirkung gewisser Substanzen, sowie bei starkem Erhitzen in zahlreiche kleine Kalkspatkrystalle. Daraus schließt Maas, daß ein zartes, dünnes Rahmenwerk von organischer Substanz die Nadel durchzieht. Es würde sich dann in den Zellen kohlensauren Kalk aufspeichern, dieser würde sich aber nach Gesetzen der Kristallisation abscheiden, während doch die Form durch die Gestalt der Zellen beeinflusst würde. Durch geeignete Experimente lassen sich die beiden Prozesse, der organische wie der kristallographische, auch von einander trennen. Auch das spricht dafür, daß bei der Entstehung der Kalknadeln organische Bildung mit chemisch-physikalischen Prozessen Hand in Hand geht. Schwammkernen, die in kalkfreiem Wasser erzogen wurden, zeigten auch sonst in ihrem Körperbau Unregelmäßigkeiten. Daraus läßt sich schließen, daß die Bildung

der Kalknadeln doch nicht eine rein Kristallographische Abscheidung von Kalk ist, sondern mit den Lebensvorgängen des Tieres in inniger Beziehung steht.

Erziehung und Unterricht.

— Experimentelle Untersuchungen über die Hausaufgaben des Schulkindes, die F. Schmidt angestellt, bilden einen wertvollen Beitrag zur experimentell begründeten Pädagogik. Die Anschauungen, welche die Pädagogen über die häuslichen Arbeiten haben, lassen sich in drei Klassen unterbringen. Zur ersten gehören die, welche den Hausaufgaben eine auszeichnende Stelle in ihrem Schulbetriebe zusprechen. Sie gingen von der irrigen Anschauung aus, daß die Arbeitsmenge schlechthin der Maßstab intellektueller Leistungen sei. Diese Ansichten sind jetzt meist überdunnen. Die zweite Klasse fällt in das andere Extrem und fordert keine Hausaufgaben. Sie führen hierfür Gründe rechtlicher, sozialer, hygienischer und erzieherischer Natur ins Feld: die Hausaufgaben gehören rechtlich nicht zum Umfange des Schulzwanges, könnten unter mihlichen häuslichen Verhältnissen nicht angefertigt werden, störten das Gleichgewicht in der körperlichen und geistigen Entwicklung und seien ein Armutsszeugnis für die Schule. Hierzu kämen noch in Betracht jene großen Opfer an Zeit, welche die Korrektur durch Lehrer und Verbesserung durch Schüler verlangen und die dadurch den Schulunterricht merklich verkürzen. Aus diesen Momenten ergäbe sich der Wert bezw. Unwert, die Unnützlichkei, ja Schädlichkeit der häuslichen Arbeiten, welche übrigens durch neu einzufügende „Arbeitsstunden“ zu ersetzen wären. Die einer dritten Klasse angehörigen, in der Praxis noch am meisten realisierten Anschauungen sprechen einer Vermittelung zwischen beiden Extremen das Wort und „weises“ Maß im Anfertigen von Hausarbeiten. Dabei dehnen die einen sie auf alle Klassen der Volksschulen aus, die anderen finden sie nur für die oberen Klassen, die dritten schließen die schriftlichen Arbeiten aus und verlangen nur mündliche. Der Schwerpunkt der Leistungen wird in die Schule und nicht in das Haus verlegt. Alle diese Anschauungen sind nichts als pädagogische Dogmen. Wir haben zurzeit noch keine zuverlässigen Nachweise hinsichtlich der Qualität der Hausaufgaben, die doch allein ihren Wert begründen könnte und allen andern Erwägungen vorangestellt werden muß. Bevor aber die qualitative Frage nach den häuslichen Arbeiten empirisch nicht feststeht, verliert sich die Schulmeinung über diese Materie sicherlich nur in pädagogische Fiktionen, in höchst problematische Wertangaben. Schmidt faßt die Ergebnisse seiner experimentellen Studien in folgende Sätze zusammen: 1. Die Untersuchung über die Qualität der Hausaufgaben ergab, daß diese im allgemeinen minderwertiger als die Schularbeiten sind. Hieraus kann für den Pädagogen nicht ein Schluß auf die Ablehnung von Hausarbeiten gezogen werden, weil dieselben in besonderen Fällen die Schularbeiten qualitativ übertreffen haben. Die Hausaufgaben haben an sich einen unbestrittenen Wert. 2. Eine tägliche Anfertigung von Hausaufgaben muß um deswillen vermieden werden, weil sich gezeigt hat, daß tägliche Arbeiten den Schüler zu einem gewohnheitsmäßigen, oberflächlicher Arbeiten veranlassen, während solche Schüler, die keine Arbeiten zu Hause anfertigten, materiell und formell bessere Leistungen aufzeigten, die in einem typischen Falle sogar die Schulleistungen übertrafen. 3. Für Stadtschulen mit vor- und nachmittägigem Unterricht dürften Hausaufgaben an solchen Tagen unbedenklich ausfallen. Dasselbe gilt für die Winterschulen auf dem Lande. 4. Schriftliche häusliche Rechenarbeiten sind durchweg zu unterlassen und aus den Lehrplänen zu entfernen, da ihre materielle Qualität als eine tiefstehende bezeichnet werden muß. 5. Bei häuslichen Auffäßen hat für die Schüler eine Belehrung dahin zu gehen, daß sie dieselben, wenn nur möglich, zu einer Zeit anfertigen sollen, in welcher sie allein für sich arbeiten können. Es hat sich gezeigt, daß die in stiller Einsamkeit angefertigten Hausaufgaben qualitativ besser ausgeführt wurden als die in der Schule unter dem Einfluß der Masse abgefaßten. 6. Die seltener zu gebenden Hausarbeiten müssen unmittelbar aus dem Unterricht abgeleitet, also wohl vorbereitet und genauestens kontrolliert werden.

(„Die Umschau.“)

Technisches.

gr. Neues Schmelzverfahren zur Durchlochung von Eisen und Stahl. Ein für die Metallindustrie außerordentlich wichtiges Arbeitsverfahren zur schnellen Herstellung von Löchern u. ist vor kurzem patentiert worden und hat in Fachkreisen große Beachtung gefunden. Das Verfahren wendet die Hitze einer Knallgasflamme an, um sonst schwer zu bearbeitende Metallgegenstände zu lochen oder zu trennen. Soll z. B. in einer starken Panzerplatte ein Loch hergestellt werden, so wird eine Knallgasflamme auf die betreffende Stelle gerichtet. Dadurch wird das Metall an dieser Stelle bis zur Anzündungstemperatur erhitzt. Nun läßt man noch Sauerstoff und zwar unter dem hohen Druck von etwa 30 Atmosphären hinzutreten. Die Flamme des Brenners frisst sich jetzt ungemein schnell in das Metall ein und stellt so das Loch her. Die Hitze wird in denkbar rationellster Weise fast nur zu der Durchschmelzarbeit ausgenutzt. Das läßt sich sehr einfach dadurch nachweisen, daß man die Hand so auf die Platte legen kann, daß sie dicht neben dem entstehenden Loch zu liegen kommt. Dieses wäre erklärlicherweise doch nicht möglich, wenn ein großer Teil der entwickelten Hitze zur Erwärmung des Bleches in weitem Umkreise um das herzuführende Loch verbraucht werden würde.

Die Erklärung dieses Vorganges ist darin zu suchen, daß zunächst jedes durch den Sauerstoff verbrannte Eisenteilchen durch seine große Verbrennungswärme die Nachbarteilchen im Moment flüssig macht. Durch den großen Druck des Sauerstoffzuflusses wird nun das Wegpressen und Verbrennen der sich der Flamme entgegenstellenden Eisenteilchen so schnell bewirkt, daß sie nach der Erhmelzung gar nicht erst wieder durch Wärmeabgabe an die weiter entfernt liegenden Eisenteile abkühlen können. Nach der Einleitung des Schmelzprozesses wird der Gaszufluß abgestellt. Der Sauerstoff verbrennt nun das Eisen. Die Hitze wird also nicht eigentlich von außen zugeführt, sondern entsteht durch die Verbrennung der Eisenteilchen. Durch dieses Verfahren werden an der zu durchschmelzenden Stelle Temperaturen entwickelt, die selbst die mit den besten Hilfsquellen bisher erreichbaren weit in den Schatten stellen. Durch die bei der Verbrennung von 100 Gramm Eisen entstehende Hitze kann man etwa 450 Gramm kaltes Eisen fortschmelzen. Die zu diesem Verfahren nötigen Einrichtungen sind verhältnismäßig einfach. Außer dem in einer der bekannten Stahlflaschen komprimierten Sauerstoff und dem erforderlichen Gas zur Einleitung des Verfahrens braucht man einen entsprechend konstruierten Brenner, Druckregulierventil und Druckschläuche. Abgesehen vom Durchlochen und schnellen Durchschmelzen von Stahl- und Eisenplatten wird das Verfahren hauptsächlich angewendet zum Durchschmelzen von Abstichöffnungen der Hochöfen. Bei diesen kommt es nämlich nicht selten vor, daß sich die Abstichöffnung mit Eisen zusetzt. Dann mußte man bisher meist trotz aller Anstrengungen lange Zeit mit Stahlschweißeln arbeiten, um die Abflußöffnung freizulegen. Mit dem neuen Verfahren kann man aber die Freilegung in wenigen Minuten erreichen. Neben diesen großen Annehmlichkeiten kommt noch der Umstand in Betracht, daß dieses Verfahren verhältnismäßig geringe Kosten verursacht.

Auch zur Trennung von Eisen, das auf Kupfer plattiert ist, läßt sich diese Methode gut verwerten, da sich nicht alle Metalle so wie Eisen und Stahl verhalten. Soll z. B. eine mit Eisen plattierte Kupfertafel freigelegt werden, so braucht man nur das Eisen herunterzuschmelzen, um den gewünschten Effekt in verhältnismäßig kurzer Zeit und mit geringeren Betriebskosten als mit allen anderen Verfahren zu erzielen.

Humoristisches.

— Würdevoll. A.: „Ich habe Sie lange nicht gesehen; wie geht es Ihnen?“
B.: „Danke, gut; Sie wissen doch, daß ich jetzt zu den Vätern dieser Stadt gehöre?“
A.: „Sind Sie in den Magistrat gewählt worden?“
B.: „Nein, das nicht, aber wir haben ein kleines Mädchen bekommen!“
— Soiree. Malerin: „Ich möchte Ihre Frau einmal silhouettieren, Herr Kommerzienrat.“
Kommerzienrat: „O, die ist mir schon ausgeschnitten genug.“

Notizen.

— Kinder! ... In einem Berliner Wochenblatte Schmalkelt Einer: ... Er ist von jenen Epitüräern, deren höchst bewußte Genußsucht so viel Kunst, so viel objektivierendes Beschaun und Gestalten im Leben selbst auflöste — daß ihnen darüber der Trieb, das Leben in der Kunst aufzulösen, verloren gehen mußte. Für die Dichter bisher war die Kunst das große Mittel, dem Verstand nie begreifliche Lebens- und Schicksalszusammenhänge doch dem Gefühl zu erschließen, die „Harmonie des Menschengestes mit der Natur wiederherzustellen“; — das Leben dieser Wesethen aber ist schon selbst so voll bewußten künstlichen Bemühens, Zusammenhänge zu erfahren und zu erschaffen, daß ihnen Kunst nicht mehr als letztes Mittel der Erfahrung (im Hebbelschen Sinne!) gilt, sondern nur als Abpiegelung ihres Lebens, Erhöhung, Verdoppelung ihres kunstvollen Genußertums. So ist die reiche und raffinierte, vielsinnende, viel empfindende Kunst dieser Wiener im letzten Sinne doch nur ein Naturalismus, bei allem Brum der Mittel nur eine Wiedergabe der Wirklichkeit, der Wirklichkeit eines Wiener Festhetenenleben, — und dieser Naturalismus bleibt ein Gegensatz zu der eigentlich gestaltenden Kunst, die uns die wirklich Dinge zu einem Symbol zusammenstellt, das uns einen Schritt hinter das dem Nichtsinstler Erlebbare führt, uns den großen, unsichtbaren, wirklichen Grund all der grundlosen „Wirklichkeiten“ fühlen läßt.
Restroy hat das vor 70 Jahren etwas kürzer gesagt. Im „Lumbaciabagabundus“ läßt er den Schuster Antierem also philosophieren: „Ich hab' die Sach' schon lang heraus. Das Astralfener des Sonnenjrecks is in der goldnen Zahl des Urions von dem Sternbild des Planetensystems in das Uniberlum der Parafage, mittelst des Fixstern-Duadranten, in die Ellipse der Elliptik geraten; folglich muß durch die Diagonale der Approximation der perpendikulären Zirkeln der nächste Komet die Welt zusamm'stoßen. Diese Berechnung is so klar wie Schufwids.“